

Mein intellektueller Weg

Ein Leben auf der Suche nach dem Sinn des Menschseins

Predrag Čičovački

(Belgrad, 8. Juni 1960)

Das prägendste Ereignis meiner Kindheit war die Mondlandung von Apollo 11. Dass ich damals mit einem vom Nachbarn geliehenen Fernglas vergeblich versuchte, vom höchsten Ast unseres Kirschbaums aus Neil Armstrong und Edwin Aldrin auf der staubigen Oberfläche des Mondes zu entdecken, sei nur am Rande erwähnt. Viel bedeutsamer war, dass dieses Ereignis – eher unbewusst als bewusst – in mir eine tiefe Faszination für die größten Leistungen der Menschheit weckte. Ich begann mich gleichermaßen für die ägyptischen Pyramiden und die Chinesische Mauer zu interessieren ebenso wie für Hypnose und Religion. Meine Neugier schien grenzenlos, ebenso mein Wunsch, die Welt und den Menschen möglichst tief zu verstehen – auch wenn mir schon früh klar wurde, dass vollständiges Verstehen letztlich unerreichbar bleibt.

Während meiner Gymnasialzeit trat diese Neugier etwas in den Hintergrund, weil zwei andere „Themen“ mein Leben eroberten: Mädchen und Schach. Beide spielten eine wichtige Rolle und bestimmten meinen Alltag oft mehr, als mir lieb war. Dennoch blieben sie auf einer inneren Werteskala, der ich mir fast immer bewusst war, eher zweitrangig.

Als ich mich für ein Studium entscheiden musste, standen zwei Wege vor mir: der eine führte zu den Naturwissenschaften, insbesondere zur Physik und Mathematik, der andere zu den Geisteswissenschaften. Mein Herz schlug jedoch deutlich stärker für Letztere. So blieb die Frage, ob ich Literatur, Psychologie oder Philosophie studieren sollte.

Die Literatur habe ich immer geliebt und mich intensiv mit ihr beschäftigt. Doch ich wollte sie nicht nur studieren, sondern selbst schreiben und schöpferisch tätig sein. Da ich keinen ausreichenden Grund hatte anzunehmen, dass ich dafür das nötige Talent besaß, erschien mir dieser Weg zu unsicher. Auch die Psychologie schied schließlich aus. Mein eigentliches Interesse galt der Psychoanalyse, insbesondere der Jungschen Lehre, die im regulären Studienprogramm in Belgrad kaum eine Rolle spielte. So blieb die Philosophie – ein Fach, das meinen Fragen nach den großen geistigen und kulturellen Errungenschaften der Menschheit am nächsten kam.

Philosophie verstand ich nie nur als eine theoretische Disziplin mit eigener Methodik und Fachsprache. Für mich war sie vielmehr der Ort, an dem die geistigen und intellektuellen Leistungen der Menschheit einander begegnen und miteinander in Beziehung treten. Die Wirklichkeit an der Fakultät entsprach meinen Vorstellungen allerdings nur teilweise. Zunächst musste ich mir vor allem ein solides Wissen über die Geschichte der Philosophie erarbeiten und dieses in den Prüfungen unter Beweis stellen. Anfangs empfand ich dies als enttäuschend; später erkannte ich jedoch, wie unverzichtbar dieser Zugang ist. Anders als in den Naturwissenschaften lässt sich Philosophie ohne ihren geschichtlichen Zusammenhang kaum wirklich verstehen.

Eine größere Herausforderung war für mich, dass am Philosophischen Institut zwei einander konkurrierende Denkrichtungen aufeinandertrafen – die marxistisch-humanistische und die analytische Philosophie –, ohne dass ich mich in einer von beiden wirklich wiederfinden konnte. Dennoch erinnere ich mich sehr gern an diese Zeit. Das Institut war geprägt von einer offenen und anregenden Atmosphäre. Es gab außergewöhnlich begabte Kommilitoninnen und Kommilitonen, und viele Professoren begegneten ihrem Fach mit großer Leidenschaft und persönlichem Engagement. Nicht selten wurden Seminare nach ihrem offiziellen Ende in den umliegenden Cafés fortgesetzt, besonders wenn jüngere Dozenten ohne familiäre Verpflichtungen dabei waren. Sie ermutigten uns, klassische und moderne Fremdsprachen zu lernen, regelmäßig Vorträge und Buchvorstellungen zu besuchen und das kulturelle Leben der Stadt intensiv wahrzunehmen – Möglichkeiten, die das Belgrad der frühen 1980er Jahre in reichem Maße bot. Zusammen mit Theaterbesuchen, Konzerten und Ausstellungen wurden diese fünf Studienjahre (1979–1984) zur intensivsten und zugleich prägendsten Bildungsphase meines Lebens.

Drei Einsichten haben sich mir in diesen Jahren besonders tief eingeprägt. Die erste lautet: Bevor man selbst etwas Eigenes schaffen und dabei nach Exzellenz streben kann, muss man zunächst sein Handwerk beherrschen. Philosophie ist – zumindest als akademische Disziplin – ein solches Handwerk, das ein gründliches Studium verlangt. Daraus erwuchs in mir der Entschluss, meine Ausbildung fortzusetzen und zu promovieren.

Die zweite Einsicht betraf Kants Philosophie. Vor allem die *Kritik der reinen Vernunft* erwies sich während meines Studiums als ein Schlüsselwerk, das mich so nachhaltig beschäftigte, dass ich ihm viele Jahre intensiver und systematischer Forschung widmete.

Die dritte Einsicht war persönlicher Natur. Philosophische Fragen nach dem Menschen haben mich stets besonders berührt. Bereits im ersten Studienjahr wählte ich im Einführungskurs in die Philosophie für meine Seminararbeit das Thema „Mensch sein“ – verstanden als die Frage nach einem sinnvollen Leben und der Würde des Menschen. Ich hoffte, dass weitere philosophische Studien und neue Lebenserfahrungen mein Verständnis dieser Frage vertiefen würden. Mit der Zeit wurde mir immer deutlicher, dass sie den eigentlichen Kern allen philosophischen Denkens bildet.

Für mein Promotionsstudium ging ich in die Vereinigten Staaten an die University of Rochester im Bundesstaat New York. Dort hatte ich das große Glück, bei Lewis White Beck zu studieren, einem der weltweit bedeutendsten Kant-Forscher. Die fünf Jahre in Rochester waren erneut eine Zeit intensiven Lernens. Anders als während meines Studiums in Belgrad ging es nun weniger um die Breite des Wissens als um dessen Vertiefung. Eines der anspruchsvollsten philosophischen Werke überhaupt, Kants *Kritik der reinen Vernunft*, wurde zu meinem täglichen Begleiter und zum Mittelpunkt meiner wissenschaftlichen Arbeit.

Neben der sorgfältigen Lektüre dieses Werkes gehörte dazu auch die intensive Beschäftigung mit den Philosophen, von denen Kant beeinflusst worden war, mit seinem gesamten Werk sowie mit seiner Wirkung auf die nachfolgenden Generationen von Denkern.

Diese Jahre waren jedoch nicht nur wissenschaftlich prägend. Zugleich musste ich mich in einer Kultur zurechtfinden, die sich grundlegend von derjenigen unterschied, aus der ich kam. Da die Universität Studierende aus zweiundachtzig Ländern anzog, lernte ich nicht nur die Vereinigten Staaten kennen, sondern auch eine beeindruckende Vielfalt von Kulturen, Traditionen und Lebensweisen aus aller Welt.

Meine Dissertation über Kants *Kritik der reinen Vernunft* verteidigte ich 1991 – ausgerechnet an Kants Geburtstag, dem 22. April. Als Spezialist für Kant und die Philosophie der Neuzeit erhielt ich anschließend eine Professur am Holy Cross College, einer kleinen privaten katholischen Jesuitenhochschule in der Nähe von Boston. Dort lehrte ich bis zu meiner Emeritierung im Jahr 2023 und wurde kurz darauf zum Professor emeritus ernannt.

Wenn ich jedoch an den Beginn meiner akademischen Laufbahn zurückdenke, wird mir deutlich, wie wenig sich das Leben an unsere Pläne hält. Ursprünglich hatte ich die ehrgeizige Vorstellung, mich vor allem als Kant-Forscher einen Namen zu machen. Doch die historischen Ereignisse und die Dynamik der Zeit führten mich auf einen ganz anderen Weg.

Als ich im Herbst 1991 meine Lehrtätigkeit aufnahm, begann meine Heimat Jugoslawien, sich auf dramatische Weise aufzulösen. Anders als die friedliche Teilung der Tschechoslowakei war dieser Zerfall von Gewalt, Leid, Enttäuschung und tiefem menschlichem Elend geprägt. In jenen Jahren verloren Kants Überlegungen zur Autonomie der Vernunft angesichts der Widersprüche des Herzens und der Seele, die der Untergang des eigenen Landes hervorrief, ihre frühere Unmittelbarkeit. Plötzlich musste ich mich nicht nur mit den höchsten Möglichkeiten des Menschen beschäftigen, sondern ebenso mit seinen dunkelsten Seiten. Fragen nach dem Wesen des Bösen und nach der scheinbar nie ganz verschwindenden Neigung des Menschen zu Gewalt und Zerstörung rückten in den Mittelpunkt meines Denkens.

Nach den Terroranschlägen von 2001 sah sich auch die amerikanische Gesellschaft mit ähnlichen Fragen konfrontiert. Dadurch veränderten sich sowohl meine Forschungsinteressen als auch mein Lehrangebot grundlegend. Amerikanische Colleges bieten ihren Professorinnen und Professoren deutlich größere Freiheit bei der Gestaltung ihres Lehrangebots als die meisten Universitäten. Diese Freiheit nutzte ich, um mich drei großen Themen zuzuwenden: dem Wesen des Bösen, der Gewaltfreiheit als Alternative zu Krieg und Gewalt sowie der Suche nach Alternativen zur vorherrschenden Entwicklung der westlichen Zivilisation.

Dadurch eröffneten sich völlig neue Möglichkeiten. Neben meiner Lehrtätigkeit übernahm ich die Leitung des Center for War and Peace Studies an meiner Hochschule. Zugleich entdeckte ich die russische Literatur als Quelle einer alternativen Sicht auf Kultur und Menschsein und begann regelmäßig nach Russland zu reisen. Wenig später wandte ich mich auch den Kulturen des Ostens zu und verbrachte immer mehr Zeit in Indien und China. Diese intensive Phase des Forschens, des Lehrens und des Reisens begann gegen Ende des 20. Jahrhunderts und dauerte mehr als zwei Jahrzehnte an – bis die weltweite COVID-19-Pandemie diesem Lebensrhythmus ein abruptes Ende setzte. Ich befand mich damals in meinen frühen Sechzigern.

Die Pandemie verlangsamte das Reisen und schränkte persönliche Begegnungen erheblich ein. Zugleich schenkte sie mir die seltene Gelegenheit, mein bisheriges Leben zu überdenken und die

Erfahrungen und Einsichten aus mehr als drei Jahrzehnten als Hochschullehrer zusammenzuführen. Nie habe ich an der außergewöhnlichen Bedeutung Kants gezweifelt. Gleichzeitig gelangte ich zunehmend zu der Überzeugung, dass Kant – ebenso wie viele europäische und später amerikanische Philosophen und Intellektuelle – die grundlegenden Fragen menschlichen Lebens aus einer zu engen Perspektive betrachtete und manche von ihnen gar nicht erst in den Blick nahm.

Als Ergebnis meiner jahrzehntelangen geistigen und persönlichen Suche bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass unsere gesamte Herangehensweise an die wesentlichen Fragen des Menschseins einer grundlegenden Neuorientierung bedarf.

Diese Neuorientierung ist zu meinem großen Vorhaben für die kommenden fünfzehn Jahre geworden – zum Mittelpunkt meiner wissenschaftlichen Arbeit im Ruhestand. Vorläufig nenne ich dieses Projekt „Metaphysische Anthropologie“.

Es ist eine Anthropologie, weil die Frage nach Sinn, Bedeutung und Würde menschlichen Lebens im Zentrum allen wissenschaftlichen, philosophischen und kulturellen Nachdenkens stehen sollte. Zugleich ist sie metaphysisch, weil diese Fragen sich nicht allein durch empirische Tatsachen oder naturwissenschaftlich überprüfbare Erkenntnisse beantworten lassen. Solche Erkenntnisse sind unverzichtbar, doch sie benötigen ein tieferes Fundament – ebenso wie einen Horizont von Idealen, auch wenn diese niemals vollständig erreichbar sind. Gerade diese Ideale geben unserem Leben Richtung und motivieren uns, immer wieder nach dem Besseren zu streben.

Ich habe dieses Projekt in vier Teile gegliedert. Der erste widmet sich der Persönlichkeit. Er geht von der Überzeugung aus, dass nicht jeder Mensch bereits eine Persönlichkeit ist, sondern dass Persönlichkeit etwas ist, das durch geduldige Arbeit an sich selbst und durch das Streben nach dem Guten und Besten erst entsteht. Der zweite Teil behandelt die Beziehungen zwischen Menschen. Er fragt danach, wie wir einander begegnen – ob unsere Beziehungen von Zuneigung, Fürsorge und gegenseitigem Respekt getragen werden oder davon, andere für die eigenen Zwecke zu benutzen und ihnen dabei womöglich Schaden zuzufügen. Der dritte Teil gilt den Werten, verstanden als ideale Orientierungen, denen wir uns immer wieder neu annähern sollten und aus denen wir Kraft und Inspiration schöpfen. Der vierte und zugleich anspruchsvollste Teil beschäftigt sich mit der Transzendenz – mit dem, was unserem Leben den letzten Grund gibt und dem zugrunde liegt, was uns heilig ist und niemals preisgegeben werden darf.

Philosophie sollte sich letztlich nicht darin erschöpfen, abstrakte Probleme oder intellektuelle Rätsel zu lösen. Solche Fragen sind wichtig, aber sie sind Mittel, nicht Ziel. Das eigentliche Ziel philosophischen Denkens besteht darin, an der eigenen Persönlichkeit zu arbeiten und – soweit es in unserer Macht steht – ein guter Mensch zu werden. Dieses Bemühen ist immer zugleich eine persönliche und eine gemeinschaftliche Aufgabe. Es sollte uns nicht nur helfen zu verstehen, ob der Mensch außer dem Mond noch andere Himmelskörper erreichen kann, sondern vor allem erkennen lassen, worin die wirklichen Grenzen und die wahrhaft größten Errungenschaften der Menschheit liegen.